

Marie von Ebner-Eschenbach

Autor(en): **Wymetal, Friedrich Dolores von**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

† Marie von Ebner-Eschenbach.

Mit drei Bildnissen*).

In die große allgemeine Totenklage unserer von grausamem und unheiligem Kampfe durchwühlten Zeit flutet mit dem ersten lebenerweckenden Frühlingslicht ein besonderes Leid zu uns — kein Schmerz politischer Leidenschaft, sondern tiefe, wenngleich mildveröhnende Trauer in der Welt des Geistes: „Die Dichterin Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach, geborene Gräfin Dubsky, Dr. phil. h. c., ist verschieden.“ Diese ist die Kunde, die im Laufe des 13. März 1916, auf den

Tag fünfundsachtzigundeinhalb Jahre nach der Geburt der Dichterin, der Draht in alle Teile der Welt hinausträgt. Der Tag danach war für uns in Zürich der erste, der die Herrschaft des Lenzes sieghaft kündete. In einem kleinen Hause an den Ufern des gegenwärtig azurblauen Zürichsees hängt zusammen mit ein paar Originalen von Ebner-Eschenbach die edle Radie-

zung eines österreichischen Künstlers: es ist das Bild, das die greise Baronin Ebner-Eschenbach vor etwas über zehn Jahren für den Kreis ihrer nächsten Freunde bestimmte. Die Widmung, die sie darunter gesetzt hat und die zum Nachdenken auffordert, lautet: „Frau Gräfin Contini-Wymetal. Unser bester Reichtum ist die Liebe, die wir guten Menschen einflößen; unser wahrer Wert ist der, den wir für edle Menschen haben. Wien, VI. 03. Marie v. Ebner-Eschenbach.“ Die Dichterin hat dieses Porträt ihrer viel jüngeren, aber ihr in das ewige Leben voran-

*) Dem Autor verdanken wir das an erster Stelle wiedergegebene Bildnis, die Vorlagen für die beiden andern Fräulein Dr. Esther Odermatt, die uns zugleich für später „Erinnerungen“ an die verstorbene Dichterin in Aussicht gestellt hat. A. v. R.

gegangenen Freundin vor mehr als einem Dezennium nach Venedig gesandt. Damals, als die Fanfaren der Freude die Papstwahl des zehnten Pius der Lagunenstadt ankündeten. In der Wirklichkeit gewordenen Märchen jener Sommerstunden von 1903 trug laue Luft, weicher Blütenduft das venezianische Glockenzert auch in den kleinen Privatsalon meiner Mutter, die soeben das Bildnis ihrer hochverehrten Freundin als etwas besonders Kostbares neben ihrem Schreib-

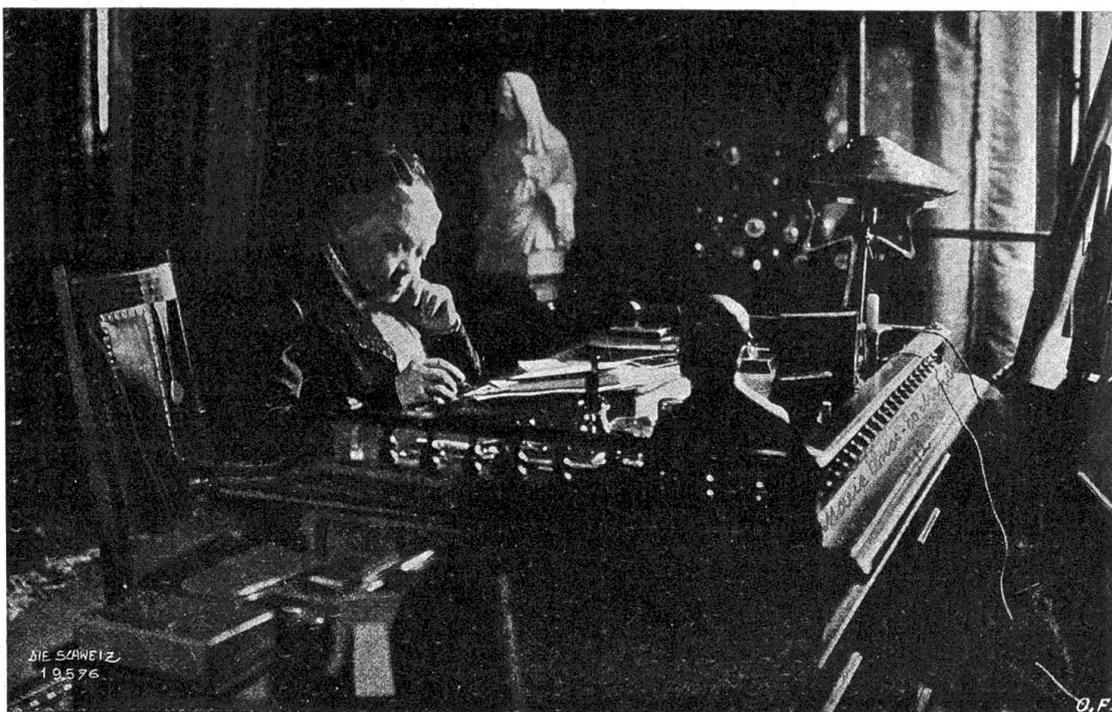
tisch aufgehängt hatte. Jene unendliche Güte und Weisheit, jene vollendete Größe und — wenn möglich — vollendetere Bescheidenheit, die die Züge Marias von Ebner-Eschenbach wie eine unvergängliche Innensonne erleuchten und erwärmen, lächelten im venezianischen Palaste dem Gesang der Jubelglocken gütig zu... Heute umfängt mich nicht der mystische Zau-



Marie v. Ebner-Eschenbach auf einem Spaziergang (1910).

ber jener Stadt, die Fliegerbomben zum Trotz ein Märchen geblieben ist — nur ein noch tiefer trauerndes denn zuvor; meine Mutter, der lichte Mittelpunkt jenes Hauses, von dem aus man, Lebensschiffen gleich, die ins Meer ziehenden Fahrzeuge der Laguna erblickte, ist von mir gegangen ...

Wohl war der Tag, der gestern über unserm Zürichsee blaute, von so milder Schönheit, daß er sich, versöhnend wie Freundeshand, auf alte und neue Wunden lindernd legte. Und so trat ich, selbst der Ewigkeit um manches Jahr näher als in jenem Schreibzimmer meiner Mutter, wieder vor das Bild der Marie von Ebner-Eschenbach, das mir, als ob ihr Geist noch heller und süßer lächelte denn einst, zu-



Marie v. Ebner-Eschenbach am Schreibtisch (1912).

zuflüstern schien: „Vollbracht — nun durst' auch ich vollenden!“ ... Aber trotz ihrem verklärten Lächeln befiel mein Inneres das, was Heine in seinen „Nachtgedanken“ so beredt zum Ausdruck gebracht hat, da er seine Toten zählt: „... Und zählen muß ich — mit der Zahl schwillt immer höher meine Qual.“ Doch da war es, als ob der Frühling über dem See sich verdichtete und Jünglingsgestalt annahm: durch die geöffnete Verandatüre trat herein und gesellte sich zu mir ein schlanker und blonder junger Mann, ein Sohn des verstorbenen Schweizer Literaten, dessen posthumes Werk uns gerade diesen Winter manche freudige Stunde bereitete. Zwischen dem jungen Freunde und mir wurde in jenem Augenblick nichts gesprochen, und doch schien er mir des jungen Jahres, des jungen Lebens Trostbotschaft mitteilen zu wollen: „Auch ihr, denen die Maitage schwinden, seid nicht allein!“ Und der Jugend antwortete wortlos meine Seele, vor jenem Bilde, wie vor einem immerblühenden Altare: „Dann sind wir es freilich nicht, wenn ihr, die Hoffnung des Heute, der unsterbliche Geistesreichtum des Morgen, wie diese hohe Frau, ein ganzer Mensch, erhaben über den Unterschied des Geschlechtes, wie

das so treffend im Referat zu ihrem Wiener Ehrendoktor diplom hervorgehoben wird, des Dichters hohen Gesetzwortschrift nicht allein empfindet, sondern wie sie, die euch über alles liebte, zu euerm Lebensinhalt macht: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!‘“

Seit dem Todesjahre meines Vaters*) standen meine Mutter und ich in freundschaftlichem Briefwechsel mit Frau von Ebner-Eschenbach; im Januar 1897 weilte ich zum Besuche meiner väterlichen Verwandten in der Stadt meiner Väter, konnte aber die Rückkehr der Dichterin nach Wien nicht abwarten und mußte so, obwohl unser Sich=persönlich=Kennenlernen brieflich verabredet gewesen war, zu meiner Mutter nach München zurückkehren, um kurz darauf ein kleines rosenumspornenes und palmenumrauschtes Besitztum in Südkalifornien auf mehrere Jahre zu beziehen. Ach, wie kindlich war die Freude der Geistesgroßen über Grüße aus jenem Traumland: Wunder der Wunder dünkt sie eine kleine Kollektion von Seemoos aus dem Stillen Meer. Und sie wünscht genau darüber unterrichtet zu sein, wie wir dort im Hause

*) W. Wyl (Dr. Wilhelm Edelherr von Wymetal, † 6. I. 1896).

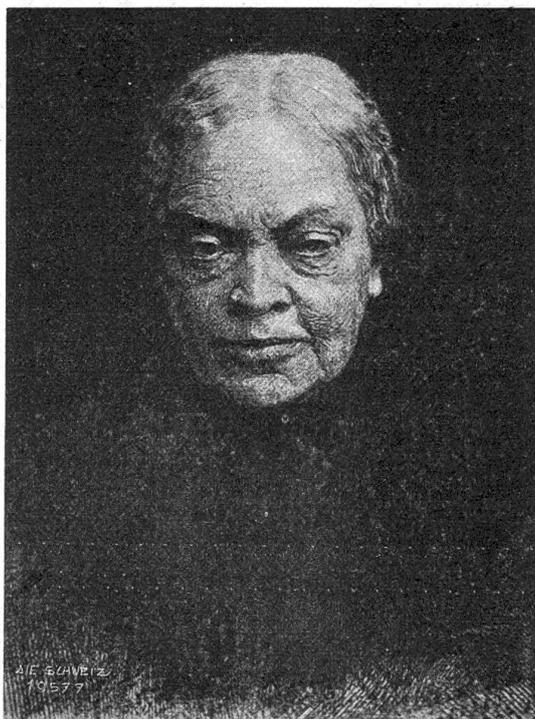
meiner unvermählten Tante leben und wie wir uns zu den Dingen der Neuen Welt innerlich stellen. Später, von Benedig aus, dauerte es auch noch Jahre, bis wir, wieder einmal in Wien, der großen und guten Frau die durchgeistigten Hände drücken und sie umarmen durften. Das war jetzt vor sieben Jahren, kurz vor Ostern. Denen, die den Lebensweg mit ungewöhnlichem Glauben ausgestattet beschreiten, pflegt das Leben in der Regel ungewöhnliche Enttäuschungen zu bereiten; den so Beraubten werden aber Lichtblicke zuteil, besondere Augenblicke der Gnade, die sie, eben kraft solchen leidgekrönten Glaubens, tiefer austofsen dürfen als die im allgemeinen glücklicheren Menschen. Jener Nachmittag der Karwoche von 1909, den ich in ihrem Wiener Stadtheim mit der Frau von Ebner-Eschenbach zubringen durfte — meine Mutter hatte ein paar Wochen vorher mehrere Stunden mit ihr in seltener gegenseitiger Harmonie verlebt — ist für mich einer jener Leuchttürme geworden, deren helle Kraft nicht versagt, wie hoch Schmerz oder Empörung die Lebenswogen auch peitschen mag — jener Sterne einer, zu denen das Herz in gläubiger Sehnsucht aufblickt, wenn gleich es weiß, daß diese, hienieden wenigstens, unerreichbar sind...

Die einstündige Privataudienz, die Papst Pius X. in der Osterwoche 1907 meiner Mutter und mir gewährte, war zeitlich viel kürzer bemessen als mein Besuch bei der greisen Dichtersfürstin, trotzdem könnte ich immer wieder ausführlich berichten von dem letzten Male, da ich in der Nähe des ehrwürdigen und liebens-

werten Fürsten der Kirche weilte. Anders bei Marie von Ebner-Eschenbach: da fällt mir das eigentliche Erzählen weniger leicht; denn während ich auf jenen sonnigen Apriltag von 1909 zurückblicke, da scheint das vornehme Wiener Milieu — ganz anders als das römisch-vatikanische; aber diesem nicht unebenbürtig — zu verschwinden, und selbst was mich in ihrem in geistigstem Sinne aristokratischen Studierzimmer als schön oder interessant

fesselte, wird, in der Erinnerung nammentlich, klein und unwesentlich zu dem hoch beglückenden, tief rührenden, mich immer mit neuer Macht bewegenden Eindruck, den das edle, hochkultivierte, dabei kindlich einfache und herzenswarme, jeder Pose abholde Menschentum jener Frau in mir hervorrief, jener königlich schlichten Edelfrau, die wahrlich zu dem klassischen Ausruf elementarer Bewunderung voll berechtigt hätte: „Voilà un homme!“

Nachdem ein Diener, dunkel gekleidet, nicht eigentlich in Livree, mich aufgefordert hatte: „Ihre Exzellenz lassen bitten!“ dauerte es keine zwei Minuten, und ich saß neben der lieben alten Dame, ihre Hände wiederholt küssend, während sie die meinen streichelte, dabei mehr als einmal mit überaus wohl lautender Stimme sagend: „Alte Freunde sind wir ja, nicht wahr, alte, alte Freunde!“ ... Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, lang und weit nach der damaligen Mode, mit einem weißen Spitzenjabot, und auf dem silbernen Scheitel ruhte ein schwarzes Spitzenhäubchen. Der besondere Typus von Weltdame, den sie darstellte, läßt sich für mich am besten vergleichen mit dem



Marie v. Ebner-Eschenbach

Wien, Jänner 1914.

einer spanischen Dichterin, die, nebenbei bemerkt, eine direkte Nachkommin sowohl des Roi Soleil als der Kaiserin Maria Theresia ist, der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, geborenen Infantin Maria de la Paz von Spanien: bei diesen beiden im allerbesten Sinne großen Damen jene höchste gesellschaftliche und geistige Kulturstufe, die sich in allen Punkten mit taufriischer Schlichtheit und einer geradezu beschämenden Bescheidenheit berührt. Nachdem die Baronin mir viel Beglückendes über meine Eltern gesagt hatte, hervorhebend, was mein Vater ihr geistig, meine Mutter ihr seelisch bedeutete, nachdem sie, sichtlich sehr erfreut über die Grüße Adolf Frenys, die ich ihr ausrichten durfte, ebenso schöne wie warme Dinge über meinen verehrten Lehrer und Freund zum Ausdruck gebracht hatte, forderte sie mich auf, ihre zu Weltberühmtheit gelangte Taschenuhrsammlung genau zu betrachten. Da waren ungezählte Exemplare von großen, mittleren und kleinen Uhren aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Ländern, edelsteinbesetzte und einfachere, meistens wohl Gaben, der einzigartigen Frau in Verehrung dargebracht und ihre besondere „handwerkliche“ Neigung symbolisierend. Der erste weibliche Ehrendoktor der Universität Wien, promoviert „Summa auctoritate Augustissimi Imperatoris ac Regis“, war rite Meister der Wiener Uhrmacherzunft. Ihre kleine zarte Hand nochmals ergreifend und zu meinen Lippen führend, erwähnte ich, auf die prachtvolle Sammlung hinweisend: „Also auch darin, gnädigste Baronin, wie in allem anderen, Meister!“ „Wer sagt das?“ „So ziemlich die ganze Welt!“ „Nun, da ist eben die Welt wieder einmal schlecht unterrichtet und“ — mit einem sanften Schlag auf meine Wange — „zudem, lieber junger Freund, müßten Sie eigentlich wissen, daß senile Eitelkeit die schlimmste Form ist, und die scheinen Sie durchaus bei mir alter Frau hervorrufen zu wollen!“

Hierauf genoß ich noch das Glück, mit diesem seltenen Menschen ausführlich sprechen zu dürfen über Kunst und Literatur, über unsere gemeinsame Liebe — Roma aeterna — über Leben und Tod und — das waren für mich doch die aller-

größten Augenblicke bei ihr — über Gott und Ewigkeit. Hierüber äußerte sie sich in einer Weise, die für ein Mitglied des katholischen österreichischen Hochadels als im besten Sinne frei zu bezeichnen ist; was sie aber sagte und wie sie's sagte, das wäre auch so gar nicht willkommenes Wasser auf die Mühle derer, die da meinen mit unserer den ewigen Rätseln gegenüber so kleinen Wissenschaft alles begreifen und das Unbegreifliche erklären zu können.

Als Weihnachtsgruß 1910 sandte mir meine hochverehrte Freundin eines ihrer holdesten Bücher: es heißt „Meine Kinderjahre“ und trägt in ihrer feinen, wie in Stein gestochenen Schrift diese Widmung: „Freddy von Wymetal einen allerherzlichsten Weihnachtsgruß. Gott beschütze, erhalte Sie, Ihrer teuern Mutter zum Troste, Ihren Mitmenschen zum Segen. Marie Ebner-Eschenbach.“ Am Schlusse dieser Erinnerungen heißt es, nachdem sie die „Frühlingsfeier“ von Klopstock angeführt hat: „... Und wer bin ich? ... mehr wie die Erden, die quollen, mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten! Mehr — weil ich weiß, wie wenig ich bin: ein verwehender Hauch auf einem Stäubchen im All ... Aber der Atem Gottes lebt in diesem Hauche. Um das zu begreifen, bedurfte ich einer Gnadengabe des Unendlichen, eines Lichtstrahls von Seinem Geiste. Er hat ihn mir gespendet, Seinem Geschöpf, und ich darf ‚Mein Vater‘ zu Ihm sagen.“

Am 28. Oktober 1911 schreibt mir die nun auch in das ewige Leben Heimgegangene: „Ich bin tief ergriffen durch die erschütternde Nachricht des Hinscheidens Ihrer teuern Mutter. Wie viel haben Sie verloren! wie von ganzem Herzen bedauere ich Sie. Nur einmal hatte ich das Glück, Ihre verehrte Mutter zu sehen, aber unauslöschlich blieb mir die wohlthuende Erinnerung an ihr lebenswürdiges, harmonisches, gütiges Wesen. Gott gebe Ihnen Kraft, Ihren schweren Verlust zu ertragen.“

Auch ich, lieber Herr von Wymetal; habe vor kurzem einen unsäglichen Schmerz erfahren durch den Tod meines Bruders, meines besten Freundes, meiner treuesten Stütze. Ich freilich darf hoffen, ihm bald

ins ewige Leben nachzufolgen. Vor Ihnen liegt noch eine Zukunft auf dieser Erde. Möge sie sich Ihnen schön gestalten, schön, glücklich und gut im Sinne der Entschlafenen, für die Ihr Wohl den Mittelpunkt all ihrer Wünsche, Gedanken und Sorgen bildete.

Ich drücke herzlichst Ihre Hand und wiederhole Ihnen die Versicherung meines wärmsten Mitgeföhls.

Ihre treu ergebene Marie Ebner.“

Im Vorwort zu den oben angeführten „Kinderjahren“ lesen wir: „Nun stehe ich

am Ziel, der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf.“ So hat sich für dich, Große, Gute, der letzte Ring hinzugefügt zur kostbaren Kette deines Lebens! Und auch du bist nun hingefunken und eingeschlafen, ein kleines Kind am Herzen deines Vaters . . . Möge das ewige Licht, das dir fortan leuchtet, seinen Friedensstrahl hinabsenden auch in unsere kampfzerwühlte und oft, ach, so liebeleere Welt!

Friedrich Dolores von Wymetal, Bollkon.

Ein süddeutscher Dichter.

Mit Bildnis.

Wie oft habe ich seit dem August 1914 über die Fixigkeit lachen oder schimpfen gehört, mit der sich der größere Teil der deutschen Literaten plötzlich dem Kriege anzupassen wußte, und wie oft habe ich selber mit Aerger oder Schmerz diesem Schauspiel zugesehen. Es war nicht das plötzliche Patriotischwerden, das überraschend plötzliche Politischwerden so vieler Dichter, die bisher harmlos ihre Novellen produziert hatten, es war nicht das, was einen ärgern konnte, im Gegenteil. Das war begreiflich, war zum größeren Teil richtig. Nein, es war die poetische Anpassung, die uns verstimmte, es war die Eier, mit der der völlig neue Stoff von Hunderten schon nach vierzehn Tagen scheinbar verdaut oder doch verschlungen schien. Nicht bloß die Technik von Marsch und Angriff, von Unterseeboot und Luftschiff wurde in Tagen von Leuten erlernt, die sonst sich nie um so etwas zu kümmern pflegten — nein, es war Gefahr und Tod, Schmerz und Sterben, Todesangst und Heimweh plötzlich ein gangbarer Stoff geworden, und Frauen, die nichts anderes zu tun wußten, warteten ihren Lesern drei Monate nach Beginn des Krieges schon mit fertigen Romanen aus dem Weltkrieg auf. Das war übel, und man begreift schließlich die Leute, denen daraus ein Ekel gegen unsere Literatur überhaupt entsprang. Zum Trost gab es aber, was die Menge nicht beachtete, von allem Anfang an auch solche deutsche Dichter, die weder Vaterlandslieder noch blutige Schlacht-

novellen erscheinen ließen, sondern schwiegen. Mochten sie nun, von den Ereignissen überwältigt, die Feder weggelegt haben, oder mochten sie heimlich desto intensiver, desto ernster, desto inniger in ihrer Arbeit stecken, jedenfalls hörte man nichts von ihnen. Und siehe, es waren zu meist gerade die, von denen man auch sonst immer zu wenig zu hören bekam. Es waren einige unserer Meister dabei, die auch schon in Friedenszeiten den Lärm und das Getöse gescheut und die Deffentlichkeit nie mit ihren persönlichen Angelegenheiten belästigt hatten.

Zu diesen Meistern, zu diesen stillen, wenig gekannten, von den wenigen aber doppelt geliebten, doppelt verehrten Meistern rechne ich obenan Emil Strauß, den Dichter des „Freund Hein“ und der „Kreuzungen“. Von ihm, der schon sonst so stille war, hat man seit dem Sommer 1914 überhaupt nichts mehr gehört. Er, der das Schicksal seines Volkes so innig und sorgenvoll wie wenige miterlebt, er, der wahrhaft Deutsche, hat vollständig geschwiegen. Wie oft habe ich damals an ihn gedacht! Damals, als man im Gedanken an alle die, die man lieb hat, sich fragte, wo sie wohl seien, ob sie wohl im Felde stünden, ob sie schon tot oder krank oder auf der Flucht seien! Ich wußte, daß Emil Strauß nicht wohl mit zu Felde ziehen könne. Ich kann mir zwar denken, daß er ein ausgezeichnete Offizier sein könnte, aber er ist nicht mehr jung, hat wohl nie gedient und ist viel leidend ge-